In freier Stunde

Unterhaltungsbeilage zum „Posener Tageblatt“

Nr. 34. Posen, den 3. August 1927. Nr. 34.

Copyright by Atlantic Verlag, Leipzig.

Krasputin
der Wundertäter.

Der Roman eines Abenteurers von Reinhold Eichacker.

10. Fortsetzung. Nachdruck verboten.

Durch Krasputins Körper lief heftiges Zittern. Er wankte zum Schreibtisch und sank in den Lehnstuhl . . . Zwei glühende Augen verfolgten gespannt durch den Vorhang sein Handeln. Lautlos wie ein Schatten zog Ahrenberg sich in den Schlafraum zurück und schlich durch das Bad zum Hotelgang hinüber. Auf einem Seitenweg ging er schnell ins Klosett und zog aus der Tasche zwei zierliche Flaschen. Er goß sich aus einer derselben zehn Tropfen der Flüssigkeit in seine Rechte und rieb sich den Unterarm damit ein, bis nichts mehr zu sehen war. Dann nahm er die zweite und näßte damit eine Klinge des Messers, das er aus dem Rock nahm. Dann ging er hinaus und schritt laut nach der Tür zu Krasputins Zimmer. Der Russe kam erst auf sein mehrfaches Klopfen und öffnete fragend. Sein Blick war verstört, um das Auge lag Schatten.

„Du arbeitest noch?“ fragte Ahrenberg harmlos. „Nicht gleich übertreiben! Ist nichts für die Nerven. Na, bist du zufrieden mit deinen Scharteken?“

Krasputin schwieg immer noch, in Gedanken versunken. Dann zeigte er kurz auf die Stelle des Buches, die er eben mit einem Rotstift bezeichnet.

„Was hältst du davon?“ fragte er hart und heiser. Der andere las ohne Hast und Erstaunen.

„Der Inder legte die kleine Feder auf die bezeichnete Stelle und verharrte einen Augenblick in beschaulichem Schweigen, die Augen stets auf jene Feder gerichtet. Dann stieg sie auf einmal fast senkrecht zur Höhe.“

„Warum sollte das nicht möglich sein?“ meinte Ahrenberg trocken. Er nahm Krasputins schlanken, schwarzen Spazierstock, rieb ihn eine Weile und stellte ihn gleichgültig vor sich ins Leere. Der Stock blieb frei stehen.

„Wie?“ staunte der Russe.

Der Aeltere winkte ihm zu, noch zu schweigen. Er nahm den Stock, hielt ihn hoch an einem Finger und ließ ihn dann los. Der Stock blieb frei hängen.

„Das ist doch ein Trick!“ sagte Krasputin zweifelnd.

„Ein Trick? Lächerlich! Kannst mich ja untersuchen!“ rief Ahrenberg lebhaft und riß unbemerkt einen Faden vom Beinkleid, als er in das Licht ging. Der Russe fand nichts, was den Vorgang erklärte.

„Du ahnst ja nicht, welche Macht du in dir selbst hast!“ behauptete Ahrenberg mit leisem Vorwurf. „Ich will es dir aber noch einmal beweisen. Ich brauche dazu eine Schale mit Wasser.“

Er lief in den Schlafraum und goß ins Rasierbecken eilig den Inhalt der größeren Flasche, die er noch im Rock trug. Die Flüssigkeit war wasserhell und geruchlos. Dann trug er die Schale ins andere Zimmer und stellte sie gleichmütig neben den Schreibtisch.

„Ich werde mich jetzt mit meinem Taschenmesser so schneiden, daß Blut fließt. Du wäschst dir hier vorher die Hände im Wasser und streichst mir leicht über die blutende Wunde.“

„Ja — aber —!“ fiel Krasputin ihm in die Rede.

„Tu, was ich dir sage!“

Er streckte die Hände gehorsam ins Wasser. Der ältere streifte den Hemdärmel aufwärts und griff nach dem Messer. Mit schnellem Schnitt schlug er sich selbst eine Wunde, aus der dickes Blut floß.

Der Russe erbleichte.

„O schwarze Madonna!“

„Los!“ tadelte Ahrenberg. „Soll ich verbluten? Streich deine Hand langsam und fest durch die Wunde!“

Mit ängstlichem Zaudern und doch ganz betäubt von dem Glauben des Freundes gehorchte der Russe. Im Augenblick, wo seine Hand an das Blut kam, verschwand dies und trocknete wie helles Wasser. —

Ungläubig, den Arm immer wieder betastend, zog Krasputin Ahrenberg näher zum Lichtschein. Es war nicht die kleinste Verletzung zu sehen.

„Na glaubst du nun endlich, daß es auf der Welt eine höhere Kraft gibt, die Wunder verrichtet? Und fühlst du jetzt, daß diese Macht auch in **dir** lebt? Nütze sie also in deinem Interesse! Wenn du auch noch Schüler bist. Ich will dir helfen.“

Mit stechenden Augen sah er auf den Jungen, doch Krasputin sah ihn nicht an. Sein Blick irrte verstört durch das Zimmer und über die Bücher.

„Laß mich jetzt, Ahrenberg!“ bat er ermüdet. „Ich muß alles erst einmal in mir verdauen. Jetzt weiß ich noch nicht, ob ich glauben kann —“

„Köstlich!“

Der ältere warf einen Blick nach dem Russen, der Drohung und Hohn war.

„Dann schlaf!“ brummte er und griff nach seinem Hute.

„Du wirst schon noch gläubiger werden, mein Söhnchen!“ gab er in Gedanken hinzu, als er fortging. „Man kann ja vom Zirkus her allerlei zaubern. In der Zeit des Wahnsinns, in der wir jetzt leben, muß man selber wahnsinnig sein, — um zu herrschen.“

Vollkommen zufrieden ging er aus dem Zimmer, das Bild des verstörten Gefährten im Herzen . . .

*

Als Ahrenberg mit Nikolaj Krasputin am vereinbarten Mittwoch den roten Salon der Baronin von Simmern betrat, erkannte er gleich, daß die Eitelkeit und Sensationslust der lebhaften Dame ihm schon so gut vorgearbeitet hatte, wie er es sich wünschte.

Als Krasputin neben dem Freunde erschien, brach die Unterhaltung der ganzen Gesellschaft, die seiner schon harrte, sofort deutlich ab. Die kleine Baronin lief ihnen erregt und bedeutsam entgegen.

„Ich freue mich so, daß Sie kamen, verehrter Herr Krasputin!“ sagte sie leise und suchte durch Zwinkern der leicht untermalten, hysterischen Augen ihr volles Verstehen für ihn auszudrücken.

„Sie nahmen doch Rücksicht, verehrte Baronin, auf die Diskretion, die mein russischer Freund hier —?“ frug Ahrenberg ernsthaft. Nur um seine Lippen lag spöttisches Schmunzeln.

„Wie können Sie denken?!“ Sie wehrte verlegen den fragenden Blicken. „Sie finden heut nachmittag

nur die Intimsten aus meiner Bekanntschaft. Es sind alles tiefe, durchgeistigte Menschen, die sich mit okkulten und seelischen Fragen zeitlebens befaßten."

Sie führte den Russen zum Erker hinüber, zum Kreis der erwartungsvoll wartenden Gäste.

„Gestatten Sie, daß ich bekannt mache, — bitte — Herr Krasputin — Fräulein von Maas, — Herr Geheimrat Zerkaulen, Frau Merseburg, Gräfin Orlinsky, Herr Mertner, Herr Redakteur Stronzer —" Sie rollte geschäftig die Namen herunter.

In Krasputins Zügen lag freundliche Würde. Er neigte sich kurz und gewinnend im Halbkreis und schien von der Neugier, mit der man ihn aufnahm, kaum Kenntnis zu nehmen. Geheimrat Zerkaulen zog ihn gleich beiseite und fragte ihn über die Sitten in Rußland. Im Grunde war es nur ein eigener Vortrag, durch den es ihm in fünf Minuten gelang, soviel Mißverstandenes, Falsches und Schiefes zu reproduzieren, daß Krasputin schwieg, um ihn nicht zu verletzen. Der Rat war begeistert.

„Es ist ein Genuß, so gebildete Männer wie Sie hier zu treffen. All das, was Sie mir über Rußland erzählten, ist ganz meiner Meinung!"

„Nanu!" dachte Krasputin, ehrlich verwundert. „Ich habe ja noch nicht zehn Worte gesprochen!"

Ahrenberg brauchte sich nicht vorzustellen. Er kannte fast alle und hatte für jeden ein passendes Scherzwort. Wo er grüßend hinkam, da flatterte gleich ein belebtes Gespräch auf. Man drängte sich um ihn, um von ihm noch Näheres über den russischen Freund zu erfahren, doch hatte die kleine Baronin von Simmern sich an Anekdoten und seltsamen Mären, die sie um den Gast ihres Hauses gewoben, schon so überboten, daß er dieses Netz von Legenden nur hier und da noch zu ergänzen vermochte. Er war nur bemüht, seine Liebe und Ehrfurcht vor Krasputins Geist immer so zu betonen, daß man unwillkürlich bewegt daran teilnahm.

„Ein ehrlicher Mann!" nickte Gräfin Orlinsky — „ein bildschöner Mensch, — und dabei so bescheiden!"

„Puh!" machte Herr Mertner zu Stronzer hinüber — „sie wittert den tausendundeinsten Verehrer!"

Der zwinkerte mit den geblendeten Augen und putzte den Kneifer, den er in der Hand hielt.

„Man muß nur Instinkt dafür haben, mein Lieber. Wenn man so wie ich von Beruf alle Menschen studiert und beurteilt —" Er setzte den Kneifer nervös auf die Nase. „Tscha — ganz unverkennbar — die Stirn — die Nase — und dann diese Augen! . . ."

„Das sieht ja ein Blinder!" fiel Mertner dazwischen.

„Wir sprachen ja auch von der Gräfin Orlinsky."

Der Redakteur kniff seine Lider zusammen, als wollte er Krasputins Linien malen. „Die Phrenologie, die ich schon siebzehn Jahre betreibe, läßt deutlich —"

„Ich habe so Kopfschmerzen!" klagte ein schmächtiges Fräulein. „Sie wissen doch alles, Herr Redakteur, — bitte! — Was tut man dagegen?"

„Sie haben das öfters?" kam Fräulein von Maas von der Seite herüber. „Ich sage es immer — der Blutkreislauf ist es! Sie müssen sich einfach mit Wasser behandeln. Am Morgen ein Sitzbad in ganz kaltem Wasser. Dann Grasgehen, nachmittags zweimal ein Knieguß und abends ganz schnell mit dem Hemd in die Wanne —"

„Huch!" machte das Fräulein und zitterte schon in Gedanken vor Kälte.

„Das bißchen genügt schon, Kopfschmerzen zu heilen?" frug Mertner ironisch.

Das Fräulein von Maas warf ihm nur einen Blick zu. —

„Es kommt darauf an, das gesamte Befinden des Körpers zu bessern. Wenn man diese Wasserbehandlung nicht näher studiert hat, so kann man natürlich —"

„Hier, riechen Sie mal am Lavendel!" bedrängte Frau Merseburg eifrig das Fräulein. „Ich nehme es immer, wenn ich Schmerzen habe. Es nützt mir vorzüglich. Anistropfen in eine Tasse mit Milch, und nachts einen Aufschlag. Ach in Ihrem Alter —"

Herr Mertens verzog seine Nase zu Falten.

„Wenn sie alles schluckt, was man ihr da jetzt aufschwätzt, dann ist sie heut abend 'ne maustote Leiche!"

Baronin von Simmern kniff ihn in die Seite.

„Versuchen Sie's nur mal mit Brom!" meinte ernst der Geheimrat, der eben mit Krasputin näher herankam. „Und dann Veronal. Ich habe davon eine Schachtel stets bei mir."

Er schob die Tabletten mit wichtiger Miene dem Fräulein hinüber. Sie griff nach der Schachtel, um sich zu bedienen, — da fühlte sie Krasputins Hand in der ihren. Erschreckt sah sie auf und hing gleich wie gebannt an den Augen des Russen. Er lächelte leicht und beruhigend nieder.

„Gestatten Sie, Fräulein —!"

Er hob seine weiße, fast weibliche Hand und legte sie einfach, als müsse es sein, quer auf ihre Stirn. Sie zuckte nur kurz, aber rührte sich nicht. Die Linke des Russen hielt fest ihre Hand. Die Rechte sank langsam die Schläfen hinab. Wie mit einem Schlage war alles verstummt. Man sah nur gespannt nach dem seltsamen Vorgang. Krasputin ballte die Hände zur Faust und hob sie von rückwärts schnell über den Kopf der Patientin herüber, strich mit den geöffneten Fingern ganz leicht von dem Halse hinunter und schlenkerte sie unten nachlässig ab, als werfe er klebrige Tropfen zu Boden. Sogleich wiederholte er diese Behandlung. Die Haltung der Hände, — wie er sie erhob, bewegte und schloß, war elegant, spielerisch und ungezwungen.

„Nein, wie graziös!" hauchte Gräfin Orlinsky entzückt und erregt. „Die Anmut! Die Sicherheit!"

„Passen Sie auf!" grinste Mertner zu Stronzer. „Gleich hat sie auch Kopfschmerzen oder sonst wo was. Wenn er sie nur streichelt."

Doch Stronzer ließ auch diesen Witz unbeachtet. Er hielt sich den Kneifer und sah nur nach vorne.

„Die Schmerzen sind fort! Sie fühlen sich jetzt wieder völlig gesund!" sagte Krasputin kurz und verneigte sich höflich. Er wandte sich ab, als gehe die Sache ihn nun nichts mehr an.

(Fortsetzung folgt.)

Angst — — —!

Eine Erzählung aus der Besatzungszeit.

Von C. O. Windecker.

Ich habe keine Ursache, mich für einen besonders mutigen Menschen zu halten. Wie viele, hatte auch ich als Kind Furcht, an Hunden vorüberzugehen, — wie Tausende meiner Mitmenschen lernte auch ich dies sonderbare prickelnde Gefühl über den Rücken kennen, wenn hoch oben in der Luft das helle Summen der französischen Flugzeugmotore sang und die Abwehrgeschütze der Stadt zu bumsen begannen. — Soldat war ich nie. — Aber jene fliegende, jagende Angst, gegen die es keinen Willen gibt, die den Körper bannt an seinen Platz, und jede Flucht, die geringste Bewegung unmöglich macht, sie kenne ich nur von einem einzigen Mal in meinem Leben. Und die Ursache war eigentlich doch recht — na — sonderbar.

Mein Wohnort liegt — mit der Staatsbahn — eine knappe halbe Stunde von Frankfurt am Main entfernt. Seit 1918 war er einer der vorgeschobensten Posten der französischen Besatzungszone des Mainzer Brückenkopfes. Jetzt sind die Truppen ja schon lange zurückgenommen, und nur selten noch begegnet man einem blauuniformierten Gendarmen, der auf seinem Rad durch die Gegend flitzt. Aber anders war das noch 1923. Der passive Widerstand hatte eingesetzt. Immer weniger Züge passierten noch die Bahnstrecke, und eines Tages kam eine Abteilung Alpenjäger und „Génies" und entfernten die Laschen an den Geleisen, legten ein paar Schienen quer — grinsten wohl auch ein wenig über unsere Gesichter —, dann lagen die Schienenstränge leer und einsam, verlassen. Nach ein paar Tagen waren schon die Geleise verrostet.

Regiebahnen im Innern des besetzten Gebietes bildeten bald einen, wenn auch nicht vollwertigen Ersatz. Aber wir, an der Grenze und an einer Bahnlinie, die ohne Verbindung nach dem Innern, gerade noch den äußersten Rand des okkupierten Gebietes durchschnitt, — wir hatten das Nachsehen. Aber Fluchen half nicht. Die Eisenbahnverwaltung entdeckte ihr Herz, und ließ zwanzig Meter hinter dem schönen Schild „Limite zone occoupé" und den seit 18 etwas blaßgewordenen blau-weiß-roten Grenz-

pfählen an offener Strecke einen sogenannten Notbahnhof errichten, der in einem hastig aufgeworfenen Perron und zwei armseligen Wellblechhütten bestand.

Dreiviertelstunden Wegs blieb immer noch auch beim strammsten Marschtempo zum Notbahnhof. Was damals geflucht und geschimpft wurde, — und nicht nur auf die Franzosen —, das geht auf keine Kuhhaut. Und wenn man bedenkt, daß der größte Prozentsatz der Bevölkerung der so übel betroffenen Gegend aus Leuten besteht, die ihrem Erwerb in der Stadt nachgehen, so ist die Sache traurig genug. —

Zuerst kam das strikte Verbot der Grenzüberschreitung ohne Paß. Dann die Schwierigkeiten der Paßerteilung. Und zum Schluß gab die französische Behörde in der Kreishauptstadt überhaupt keine Ausweise und Visen mehr aus und verschanzte sich hinter Arbeitsüberfülle. —

Inzwischen strömte Tag für Tag, schon früh bei stockfinsterer Nacht noch, der Menschenzug nach dem Notbahnhof. Trotz dem Verbot. Patrouillen tauchten nur selten auf, — und leben wollte man doch auch.

Ich war damals — wer war das nicht? — an einer Frankfurter Bank angestellt und buchte Tag für Tag die täglich sich mehrenden Nullen der Schecks. Eine Zeitlang nahm ich ein Zimmer in der Stadt, — dann wurde die Sache zu teuer, und ich lief wieder zum Notbahnhof. Tag für Tag. Morgens um ½6 Uhr aus dem Bett, — abends um 10 nach Hause. Denn ich mußte Ueberstunden machen. Oft war ich der einzige Mensch, der um diese späte Zeit noch an dem leeren und kahlen Bahnkörper müde entlang schlich, an Weichen und Signalen vorbei, die seit Monaten nun nicht mehr erleuchtet waren. —

Und wieder landete ich eines Abends am Notbahnhof. Kein Mensch stieg aus, außer mir. Ich war wieder einmal der letzte.

„Passen Sie auf!" sagte der Perronbeamte, als ich meine Karte vorwies.

„Warum?"

„Seit heute abend ist die ganze Gegend b e s e t z t. Kein Mensch kann mehr über die Grenze. Die Leute vom letzten Zug sind zurückgekommen. Man hat auf sie geschossen!"

„Schöne Geschichte!" dachte ich und stolperte los. Nach ein paar Schritten durch die stockfinstere Nacht stand ich am Grenzpfahl.

„Halte — là — — nix passer —"

„. . . pas . . merde . . .!" versuchte ich es im Soldatenjargon, der mir schon aus mancher peinlichen Situation bei den neuen Herren herausgeholfen hatte.

„Nix passer!" Jetzt erkannte ich erst die hohe Mütze eines marokkanischen Soldaten. Das war dumm. Die Kerls verstanden kaum französisch, und schossen gleich. Aus Angst vor den Fußtritten ihrer Offiziere. —

„Votre caporal, il n'est pas là?"

„Nix passer!" klang es nun drohend zurück. Der Affe war dumm. Es blieb mir nichts übrig, als umzudrehen.

Was sollte ich machen? Der nächste Weg war versperrt, — wie mir jetzt der Bahnmensch erzählte, liefen Patrouillen dauernd die Grenze entlang, — ein schauderhafter Umweg blieb als letzte Möglichkeit.

Ich lief los; zuerst ein ganzes Stück noch die nächste Landstraße, dann schwenkte ich ab, und tastete mich in Schlamm und Morast des durch ewigen Regen aufgeweichten Waldweg. Allmählich verlor ich den Humor. Eine verteufelt dumme Geschichte war das. Wenn ich wenigstens Franzosen angetroffen hätte. Denen hätte ich einen faulen Witz erzählt — ich kannte das. Eine kleine Geschichte von den unerreichbaren Frankfurter Mädels — „Eh — ça n'est pas trop mal — —" Aber so.

Allmählich war der Mond durchgedrungen und hüllte den Wald in sein magisches Licht. Ich hatte wenig Lust, mich an der romantischen Stimmung des nächtlichen Spaziergangs zu ergötzen. Nebelstreifen zogen über den Weg — das undefinierbare Licht machte eher unsicher, als daß es leuchtete. Oefters verlor ich den Weg unter den Füßen und stieß mich fluchend an überhängenden Aesten oder stolperte über die Wurzeln, die wie scheußliche Tiere über den Waldweg krochen.

Plötzlich blieb ich stehen. Ich mußte wohl gar den richtigen Weg, wohl gar die Richtung verfehlt haben. Seit Ewigkeiten lief ich nun schon, ohne an den erwarteten Bahndamm zu kommen. Eine Uhr hatte ich nicht bei mir. Nun war auch der Mond wieder verschwunden. —

Herrgott! Zwei-, dreimal war ich in Versuchung, mich niederzulegen, zu schlafen, — oder doch den Morgen abzuwarten. —

Grauenhaft dieses Schweigen um mich. Meine eigenen Schritte hallten wie Donnerschläge. Wenn ein dürrer Zweig unter meinen Füßen zerbrach, dann klang es tausendfach von den hohen Stämmen des Eichen- und Buchenwaldes zurück. Manchmal huschte das Mondlicht auf, verzerrte die Umgebung — und verschwand wieder hinter schwarzen jagenden Wolken.

Wo war ich? Wie lange lief ich schon in der Irre? Keine Lokomotive pfiff, um mir den Weg zu zeigen, — kein Barrierewärterhäuschen klingelte, um mir die Richtung anzugeben. Einmal bellte irgendwo ein Hund. Der Schall konnte aus allen möglichen Gegenden kommen. Ich begann unsicher zu werden. —

Ich lief weiter. Hände und Kleider waren naß vom Tau. Ich fror und wehrte mich vergeblich gegen das eigentümliche Gefühl, das mir immer wieder den Rücken hinablief. Schauderhaft.

Was sollte ich tun? Mich doch hinlegen? Ich würde mich zu Tode erkälten. Weiterlaufen? Die Waldungen zwischen Frankfurt und Darmstadt, zwischen Mainz und Aschaffenburg sind endlos, — die Grabesstille um mich begann meine Nerven zu peitschen, — ich ging leise, meine Füße suchten Moosflecken — ich schlich — — da — halt — — was war das? — — — jetzt wieder — — ein Knistern — ein Flüstern — — ein klingender Laut — — Herrgott — — ich stand.

Ganz still stand ich. Keine Bewegung war mehr möglich. War ich doch an der Grenze jetzt? Und die Kerls hatten Befehl, ohne Anruf niederzuknallen, was herüber oder hinüber wollte?

Verflucht. Und jetzt tauchte der Mond wieder auf — von hellem Licht übergossen stand ich mitten auf dem Weg — — gab es gar keine Möglichkeit — — mich — — — eisig lief es mir über den Körper — drei — — zehn Schritte — vor mir — — hinter dem — Strauch — dort — stand — — — e i n M a r o k k a n e r. — Die Knarre — in der Hand.

Wild klopfte mir das Herz bis zum Hals herauf. Laut, wie Hammerschläge. Das Denken erstarrte. Fesseln lagen um den Körper — — keiner von uns beiden rührte sich. — Jetzt — jetzt wendete er sich ein wenig ab — grinste er nicht unter der schmierigen roten Mütze — — jetzt, jetzt rasch — ein Griff — ich hatte den Kolben meines Revolvers in der Hand, — — welche Unvorsichtigkeit — wenn sie ihn fanden — — ganze leise habe ich die Hand mit der Waffe — — da leuchtete abermals das Licht des Mondes auf — — der Kerl drüben duckte sich — das Gewehr — nun — und — — — — Herrgott — mir brachen die Knie.

Vielleicht lag ich Stunden. Vielleicht nur Minuten. Als ich aufsah, hatte der Wind die letzten schwarzen Wolken verjagt, zwischen den hohen Stämmen lag das ruhige gleichmäßige Licht des gelben Monds.

Langsam richtete ich mich auf. Ich zitterte noch am ganzen Körper. — War nichts geschehen? Und — mein Gott — ach — nichts, wie sanft dieses gelbe Licht war. Weit vor mir leuchtete das weiße Schild: „Limite zone occupé" — — nun stand ich.

Und griff mir nach der Stirne, die naß war. Vom Tau — oder Angstschweiß. Oder beidem.

Was geschehen war? Nichts. — Mag man es Nervenüberreizung nennen oder was. Der Marokkaner? Als ich näher trat, nun im hellen Licht des Mondes, erkannte ich den Grund meiner Angst: ein Zweig. Ein schmaler, heruntergebrochener Zweig, an dem noch die gelben Blötter des vorigen Herbstes hingen. Rote und braune und gelbe Blätter, die der Wind bewegt hatte. —

Sonst nichts.

Bald fand ich auch wieder die Orientierung. Vom Grenzschild aus waren es nur noch wenige Schritte bis zum Bahndamm. Und dann noch eine halbe Stunde bis nach Hause. Um vier Uhr morgens lag ich endlich zu Bett

Am andern Morgen erzählte mir der Sousoffizier vom Dienst, daß seine Kerls viel zu sehr gefroren hatten, um Patrouille zu gehen.

Yankee-Splitter.

Ein Luxusartikel ist ein Ding, das 7,63 Dollar in der Herstellung kostet und 20 Dollar im Verkauf. (Windsor Border City Star.)

*

Mussolini sagt, daß sein Nachfolger noch nicht geboren sei. Well. das wirkt immerhin etwas beruhigend. (Milwaukee Journal.)

*

Jede Wolke und jeder alte Anzug haben ihren silbernen Schein. (Detroit News.)

*

H. L. Menckens sagt, „daß es keinen Frieden geben wird, bis alle-Nationen eine Universalsprache annehmen." Aber es wird ein Krieg nötig sein, um festzustellen, welche Sprache man annehmen soll. (Toledo Blade.)

*

Eine Novellistin beschreibt in einem Abendblatt die wohltuende Wirkung der böhmischen Schlammbäder. Zu viele Schriftsteller scheinen die verkehrte Art des Schlammes, worin man sich dort wälzt, als Stoff gewählt zu haben. (Punch.)

*

Feldmarschall Haig sagt, daß die Alliierten den Krieg auch ohne die Hilfe der Vereinigten Staaten gewonnen hätten. Nanu! Wir wünschten, sie hätten! (New York Sun.)

*

Der tapferste Junge in Chikago erhielt als Belohnung einen Preis von 100 Dollar und bewies, daß er ihn zu Recht erhielt, da er das Geld sicher heimbringen konnte. (Brunswick Pilot.)

*

Wenn man schon von Ferien spricht; wer hat denn längere als König Victor Emanuel? (Florence Herald.)

*

Jetzt, nachdem in Nicaragua Frieden ist, plant Präsident Diaz einen Besuch in den Vereinigten Staaten, um eine Anleihe für seine Regierung zu erhalten. Wir haben schon lange gefühlt, daß die ganze Geschichte eine Falle war. (Seattle Times.)

*

Die Sowjets haben die Einfuhr von Rasierklingen nach Rußland verboten. Wir hören, daß eine unternehmende britische Firma statt dessen eine Schiffsladung Gartenscheren auf den Weg gebracht hat. (Opinion.)

*

Amerika würde außerordentlich daran interessiert sein, den Mississippi gegen weitere Ueberflutungen zu schützen, wenn dieser in Armenien oder sonstwo liegen würde. (San Francisco Chronicle.)

Man diskutierte über Selbstmorde bei den Hochschulstudenten und Madame Galli-Curci behauptete, daß Studenten der Musik niemals Selbstmord begehen. Das kann sein, aber vielleicht ihre Nachbarn. (Macon Telegraph)

*

Wie uns ein Wissenschafter mitteilt, wird eine neue Erfindung einem Schiff ermöglichen, Meilen voraus in der Dunkelheit zu sehen. Wir wollen hoffen, daß das Staatsschiff auch mit dieser Neuerung ausgerüstet werden kann. (Punch.) J. S.

Bekenntnisse eines Opiumessers.

Es handelt sich bei diesen Bekenntnissen nicht um faszinierende Schilderungen von Opiumhöhlen, sondernum die Lebensschilderung eines Opiumessers, der zufällig ein berühmter Mann war, nämlich der englische Schriftsteller Thomas de Quincey, im Deutschland unserer Tage viel zu wenig bekannt. Was man im Höchstfalle von ihm weiß, ist nur, daß er in einem wunderlichen Buche offen seine Opiumleidenschaft eingestanden hat; und doch ist dieser Mann einer der großen Klassiker Englands, einer der größten Meister der englischen Prosa, dessen Werke niemals untergehen sollten. Als einsamer alter Mann starb er im Jahre 1859 und hinterließ eine zahlreiche Reihe von philosophischen und nationalökonomischen, kritischen und phantastischen Schriften, die ihre Themen aus dem Bereich der Träume und Visionen holten. Er war von unerhörter Gelehrsamkeit, und Kant war sein Lieblingsschriftsteller. Er war im wahrsten Sinne des Wortes ein Polyhistor, der alle Pfade im Reich des Wissens zu erforschen trachtete.

Seine Prosa hat eine künstlerische Formvollendetheit, die schwerlich zu übertreffen ist. Der Rhythmus seiner Sprache hat etwas Bezauberndes, was allerdings eine Wiedergabe in einer fremden Sprache erschwert und daher wohl mit daran schuld ist, daß de Quincey außerhalb Englands verhältnismäßig so wenig bekannt war.

Von de Quinceys Persönlichkeit weiß wan nicht viel außer dem, was er selber berichtet. Er war — trotz Opium — keine interessant zweideutige Persönlichkeit, er war ein Mann, der in mühseliger Arbeit Frau und Kinder versorgte; auf religiösem und politischem Gebiet war er streng konservativ und auch sonst in allen Dingen der Tradition treu. Aber sein Mitgefühl mit den Ausgestoßenen und Unglücklichen trieb ihn, zur Nachtzeit die Straßen Londons zu durchwandern, und wenn de Quincey dem Opiumgenuß verfiel, so trieb ihn das Verlangen, dadurch die Möglichkeit zu gewinnen, metaphysische Werke zu verstehen.

In der Schilderung seiner Jugend stellt de Quincey die Sachlage so dar, als sei er für die Opiumleidenschaft prädestiniert. Er war kein glückliches Kind, er war der Sohn eines vermögenden Kaufmanns und genoß eine gute Erziehung, doch besaß er eine äußerst feinfühlige Natur, die gegen jeden Zwang sich heftig auflehnte. Andererseits war er ebenso leicht zu beglücken wie zu betrüben. Eine Reise in der Postkutsche ist für ihn ein wunderbares, freudenreiches, unvergeßliches Abenteuer. Als Jüngling kommt er in London mit einem gefallenen jungen Mädchen in Berührung, in dem er eine Welt von seelischer Feinheit entdeckt und mit dem ihn innige Freundschaft verbindet.

Jede Situation, jedes Milieu kann de Quincey Anlaß zu höchster Seligkeit und tiefster Qual bieten. Für eine Natur wie ihn gibt es keinen sicheren Weg durch das Leben. Immer ist er von dem Gefühl der Angst und Unsicherheit verfolgt. Es schreckt ihn, irgend etwas zu sagen oder zu tun, was nicht rückgängig gemacht werden kann; denn jedes Geschehen scheint ihm verhängnisvoll. Auch wenn ihm eine Handlung im Augenblick richtig erschien, fürchtete er, daß sie ihm nach einigen Jahren als unheilvoll erscheinen könne. So war es ganz natürlich, daß er sich scheu von den Menschen zurückzog und sein Leben sozusagen als ein Außenseiter verbrachte. Seine Welt teilte sich in Himmel und Hölle, einen Zwischenzustand kannte er nicht; deshalb kam das Opium ihm recht, die Hölle zu vergessen und den Glanz des Himmels zu genießen. Schmerzen, Angst und Unsicherheit schwanden, wenn er den rubinfarbenen Trank an die Lippen führte. Dann war die Welt ein Paradies, seine Aufnahme- und Genußfähigkeit steigerte sich grenzenlos, dann vermochte er Musik oder Lektüre in ungeahntem Maße nachzufühlen, in sich aufzusaugen, zu erleben. Ebenso trieb es ihn, so lange die Wirkung des Opiums anhielt, in die Armenviertel von London, wo er — von seiner sonstigen Zurückhaltung und Scheu für den Augenblick befreit — sich unter die Aermsten der Armen mischte und ihre Freuden teilte.

Es war betrüblich, daß das Opium nicht nur diese befreiende, beglückende, erhebende Wirkung hatte, sondern daß sich mit der Zeit auch die schlimmen Folgen einstellten. Moralisch allerdings verfiel de Quincey nicht durch das Opium, er besaß Charakterstärke genug, sich nicht ganz von der Leidenschaft überwältigen zu lassen. Doch es dauerte sehr, sehr lange, bis er sich das Gift abgewöhnen konnte. Achtzehn Jahre lang hatte er es gebraucht, acht Jahre lang es mißbraucht, und am Schluß dieses Zeitraumes suchten ihn furchtbare Visionen heim und machten seine Nächte schlaflos. Mit seinen wunderbaren Worten hat er diese Alpdrücke in seinen „Bekenntnissen" verewigt. Alle Wunder der Phantasie wirbeln durcheinander; in fremde seltsame Welten gewinnt man Einblick, aber nie vergißt man, daß nicht nur ein Dichter, sondern zugleich ein seltener und reich veranlagter Mensch dieses alles erlebte.

Aus aller Welt.

Der Erfinder des Gefrorenen. Das erste Fruchteis wurde in Frankreich im Jahre 1660 durch den Florentiner Prokop Cultelli bereitet und in seinem, seinen Namen führenden Kaffeehause in Paris verkauft. Obwohl in der ersten Zeit noch ziemlich kostspielig, fand das neue köstliche Erfrischungsmittel dennoch reißenden Absatz, zumal das von Cultelli zuerst streng gehütete Geschäftsgeheimnis über die Herstellung des Fruchteises bald bekannt geworden zu sein scheint. Als feinstes Eis galt freilich noch lange Zeit hindurch das Cultellische Fruchteis, allein schon im Jahre 1676 war es in nicht weniger als 250 Pariser Limonadenschenken zu haben. Hundert Jahre später kam dann, wie Feldhaus nachweist, ein Herr Buisson als erster auf den Gedanken, das Fruchteis, das man bisher nur im Sommer zu genießen gewohnt war, auch im Winter herzustellen.

Religiöse Freiheit in der Türkei. Kemal Pascha, der Präsident der türkischen Republik, hat ein Regierungsdekret erlassen, worin allen Personen, die das 21. Lebensjahr erreicht haben, die Wahl des Glaubensbekenntnisses freigestellt wird. Es wird also in Zukunft in der Türkei die völlige religiöse Freiheit herrschen.

Gleiwitz ohne Stadttheater! Die Gleiwitzer Stadtverordneten haben den Beschluß des Magistrats, wieder ein eigenes Stadttheater ins Leben zu rufen, umgestoßen. Man hat vielmehr nur 30 000 Mark bewilligt, für die Gastspiele der neuen „Oberschlesischen Landesbühne" unter Arthur Illing veranstaltet werden sollen. Eine Beteiligung an diesem Theater in anderer Form lehnt Gleiwitz ab, so daß es in völlige Abhängigkeit von seinen Nachbarstädten Beuthen und Hindenburg geraten ist.

2500 Seehunde in sechs Tagen! Die Seehundjagd, man sagt wohl besser, der Seehundmord, wird jetzt nach neuen Methoden mit Dampfern betrieben. Der erste Seehunddampfer erbeutete, wie wir in „Nat. und Kult." lesen, in nur sechs Tagen 2500 Seehunde!

Der elektrische Stuhl in Amerika. Der Staat Illinois mit der Hauptstadt Chikago hat ein Gesetz angenommen, das das bisherige Hängeverfahren bei zu Tode verurteilten Verbrechern durch die Einführung des elektrischen Stuhles ersetzt. Es befinden sich zurzeit fünf Persone im Gefängnis von Chikago, die zum Tode verurteilt worden sind.

„Hütet euch vor den Blonden!" warnte Francis Carlin, ein berühmter Detektiv aus Scotland-Yard, in seinen Memoiren, welche die Erfahrungen von dreißig im Bereich von Verbrechern zugebrachten Jahren resümieren. Gegen die übliche Meinung versichert er, daß sich unter den Blondhaarigen und Blauäugigen mehr Uebeltäter finden, als unter den Individuen mit dunklem Haar und dunklen Augen. Achtzig Prozent der englischen Strafgefangenen gehören nach ihm zum blonden Typ, während es in der Gesamtbevölkerung Englands ebensoviel Brünette wie Blonde gibt. Carlin behauptet ferner, die Blonden seien weniger tapfer und dabei grausamer als die Brünetten. Er selbst wird am Ende brunett sein.

Eine neue Sekte wird in Australien gegründet. Ihr Prophet ist ein gewisser Leadbeater, der sich selbst zum Bischof ernannt hat und erklärt, Jesus Christus werde demnächst auf Erden erscheinen und über das Meer in den Hafen von Sidney kommen. Er ruft alle Gläubigen auf, um einen Tempel in amphitheatralischer Form in der Nähe des Hafens zu errichten. Jeder Subskribent hat Anspruch auf einen Sitz, von dem aus er das wunderbare Schauspiel wird beobachten können. Der Tempel soll bereits im Bau gegriffen sein.

Fröhliche Ecke.



Fritzchen warnt. Lehrerin: „Fritzchen, wenn du dich nicht anders benimmst, dann schreibe ich einen Brief an deinen Papa."

Fritzchen: „Tun Sie das bloß nicht, Fräulein, denn Mutter ist furchtbar eifersüchtig."

*

Auch richtig! Mutter (zu ihrem auf dem Boden Mittagsruhe haltenden Sohne): „Koarl, kumm runner vum Bodn, 's dunnert recht sehre!" — Sohn: „Ach, Mudder, das kann ich hier oben oach höre."

*

Eifersüchtig. Köchin (zu ihrem Soldaten): „Was, satt bist du schon? Gleich ißt du mir den ganzen Braten auf und die Kartoffeln dazu . . . Willst wohl noch anderswohin gehen und poussieren, du Don Juan?"

*

Der gekränkte Hochzeitsvater. Lehrer (beim Trinkspruch auf das junge Ehepaar): „Nur Liebe wars, die eure Herzen rührte; nur Liebe wars, die euch zusammenführte; nur Liebe wars . . ." — Hochzeitsvater (gekränkt): „Na, erlauben Sie mal. Glauben Sie etwa, ich hätte meiner Tochter gar nichts mitgegeben?!"

Verantwortlich: Hauptschriftleiter Robert Styra, Poznań.